EVANGELISCHE KIRCHE
IN FRANKFURT UND OFFENBACH

PFARRER HOLGER KAMLAH
STADTDEKAN UND
VORSTANDSVORSITZENDER

Reformationstag, 31.10.2026, St. Katharinenkirche Frankfurt am Main
Dialogpredigt mit Michael Thurn (Leitung Katholische Stadtkirche Frankfurt) über Matthäus 10, 26–33

„Darum fürchtet euch nicht vor ihnen! Denn nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt wird. Was ich euch im Dunkeln sage, davon redet im Licht, und was man euch ins Ohr flüstert, das verkündet auf den Dächern! Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können, sondern fürchtet euch eher vor dem, der Seele und Leib in der Hölle verderben kann! Verkauft man nicht zwei Spatzen für einen Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen zur Erde ohne den Willen eures Vaters. Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt. Fürchtet euch also nicht! Ihr seid mehr wert als viele Spatzen. Jeder, der sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verleugnen.“

- Holger Kamlah -

Liebe Gemeinde,

„Fürchtet euch nicht!“ Wie oft haben wir diesen Satz schon gehört? An Weihnachten aus dem Mund der Engel, an Ostern am leeren Grab. Er klingt schön. Und er ist manchmal auch leicht dahingesagt, wenn unklar bleibt, auf welche Bedrohung er sich eigentlich bezieht.
Wovor haben wir heute Angst? Vor Kriegen, die näher rücken? Vor dem, was aus den vergangenen Wahlen folgt und bei den nächsten passiert? Vor Preisen, die steigen? Vor dem eigenen Älterwerden? Und es gibt eine leisere Furcht davor – im Kreis der Kolleginnen und Kollegen, am Familientisch oder auch im Netz –, für das einzustehen, woran man glaubt und was man und frau für richtig hält. Wer eckt schon gerne an?
In unserem Text sagt Jesus diesen Satz dreimal. Und er sagt ihn zu Menschen, die allen Grund zur Furcht haben. Matthäus schreibt für eine Gemeinde, die sich nach dem Jahr 70 neu sortieren muss. Der Tempel in Jerusalem ist zerstört, die Welt ist unsicher. Und diese Menschen haben sich zu Jesus bekannt und sich einer noch sehr jungen Gemeinschaft angeschlossen. Das kostet etwas: Misstrauen in der Nachbarschaft, Streit in den Familien, Ausschluss aus der Gemeinschaft, in der man aufgewachsen ist. Sich zu Christus zu bekennen, war ein Risiko. Und diese verunsicherten Menschen sind mit der Aussage Jesu konfrontiert: Was ich euch im Vertrauen gesagt habe, das sagt weiter! Laut. Von den Dächern.
Menschen haben diesen Auftrag ernst genommen, nicht nur damals, sondern durch die gesamte Kirchengeschichte hindurch. Alfred Delp ist einer davon. Er war Jesuit. Als Christ

war er ein konfessioneller Grenzgänger. An die beiden Kirchen gerichtet, schrieb er: „Wenn die Kirchen der Menschheit noch einmal das Bild einer zankenden Christenheit zumuten, sind sie abgeschrieben.“ Er wusste, dass es Wichtigeres gab als konfessionelle Unterschiede. Als Redakteur der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ und als Prediger schrieb und redete er gegen die nationalsozialistische Ideologie an. Die Zeitschrift wurde 1941 verboten. 1942 nahm er Kontakt zum Kreisauer Kreis auf, der überlegte, wie Deutschland nach Hitler aussehen könnte. 1944 wurde er verhaftet und von Roland Freisler im sogenannten Volksgerichtshof wegen Hochverrats zum Tode verurteilt. Überliefert ist, dass man ihm die Freiheit anbot, wenn er aus seinem Orden austräte. Er blieb. Am 2. Februar 1945 wurde er in Plötzensee hingerichtet. Aus der Haft stammt der Satz: „Brot ist wichtig, Freiheit ist wichtiger, am wichtigsten aber die ungebrochene Treue und die unverratene Anbetung.“

- Michael Thurn -

Dietrich Bonhoeffer kennen viele von Ihnen sicher besser als ich. Als die sogenannten „Deutschen Christen“ 1933 den Arierparagraphen für Pfarrer einführten, tritt für ihn der „status confessionis“ ein, der Bekenntnisfall. Er gehört zu den Mitgründern des Pfarrernotbundes, aus dem wenig später mit der „Barmer Theologischen Erklärung“ die „Bekennende Kirche“ hervorgeht. Kennzeichnend für Bonhoeffer sind seine intensiven Reflexionen darüber, was Christsein im nationalsozialistisch regierten Deutschland bedeutet. Aber vor allem ist kennzeichnend für ihn, dass er auch atemberaubend konsequent *handelte*, weil es das Christusbekenntnis erfordert. Das Christentum erweist sich für Bonhoeffer nicht in Prinzipien oder in der Theorie als wahr, sondern nur im aktuellen Kontext, in dieser und keiner anderen zeitgeschichtlichen Situation, an diesem und keinem anderen konkreten Ort. Die Gesinnung allein genügt nicht. Es gilt, konkret Verantwortung zu übernehmen. Deshalb kommt er auch zu dem Schluss, dass gegenüber einem verbrecherischen Staat wie dem nationalsozialistischen Bekenntnis und Handeln angesagt sind, selbst wenn er damit durch die Beteiligung am Widerstand auch selbst schuldig wird. Nichtstun ist die größere Schuld, denn es ist Christusverleugnung. Am 9. April 1944 wurde er im KZ Flossenbürg ermordet.
Zwei herausragende christliche Bekenntnisse aus dunklen Zeiten. Was bedeuten sie uns heute? In unserer politisch aufgeladenen Gegenwart ziehen manche eine Parallele zu den frühen 1930er Jahren. Es lässt sich trefflich darüber streiten, ob das gerechtfertigt ist. Was sich aber feststellen lässt: Heute wird von Rechtsextremisten von einem nationalen, einem „deutschen Christentum“ gesprochen, um dann in üblicher Manier sofort zu relativieren, das habe mit den „Deutschen Christen“ im NS-Deutschland nichts zu tun. Der soeben neu gewählte stellvertretende Landtagspräsident Sachsen-Anhalts nimmt gar für seine rechtsextreme Partei in Anspruch, die „mit Abstand christlichste zu sein“.
Was erfordert das für heutiges christliches Bekennen? Und was heißt es für unser christliches Bekennen, wenn wir feststellen müssen, dass demokratische Kultur und universale Menschenwürde in Frage gestellt werden?

- Holger Kamlah -

Ich selbst bin aufgewachsen in dem Bewusstsein, immer sagen zu können, was ich denke, ohne Gefahr zu laufen, irgendwelchen Einschränkungen ausgesetzt zu sein. Schon in der Schule habe ich mich engagiert und protestiert. Seit 26 Jahren bin ich Pfarrer und bin froh um die Freiheit der Kanzelrede. Mehr als unfreundliche E-Mails hatte ich bislang nicht zu befürchten für das, was ich von hier vorne sage. Was wäre, wenn es anders wäre? Würde ich in gleicher Weise sprechen? Hätte ich den Mut, gegen Menschenfeindlichkeit zu predigen, auch wenn die Menschenfeindlichkeit mich selbst treffen könnte? Hätte ich gar

den Mut, das zu tun, was Alfred Delp und Dietrich Bonhoeffer getan haben? Hier stehe ich und kann nicht anders? In Frankfurt mag das bislang eine hypothetische Frage sein. In manchen Teilen unseres Landes ist es mehr als das. In Cottbus wurde im April die Wohnungstür eines evangelischen Pfarrers eingetreten, der sich seit Jahren gegen Rechtsextremismus engagiert. Verdächtigt werden junge Neonazis; die Ermittlungen laufen. Ein katholischer Bischof im Osten, Gerhard Feige in Magdeburg, sagt, er und seine Kirche würden beschimpft, lächerlich gemacht und unter Druck gesetzt, in einer Intensität, die er so selbst aus der DDR nicht kenne. Und im Parteiprogramm der AfD in Sachsen-Anhalt ist deutlich kommuniziert worden, was die evangelische und katholische Kirche zu erwarten haben.
An solchen Orten wird Vers 28 aus unserem heutigen Predigttext unfreundlich konkret: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten." Christinnen und Christen werden bedroht, wenn sie ihrem Glauben entsprechend reden und handeln. Der biblische Vers stellt eine andere Furcht dagegen, die uns mehr Sorgen machen sollte: Fürchtet euch eher vor dem, der Seele und Leib in der Hölle verderben kann.
Das ist eine herausfordernde Gegenüberstellung. Habt keine Angst vor denen, die euch im Hier und Jetzt bedrohen, verletzen, ja töten können. Habt vielmehr Angst vor dem, was kommen wird, wenn ihr im Hier und Jetzt das verratet, woran ihr glaubt. Was halten Sie davon? Ist das eine angemessene Verhältnisabwägung? Oder doch eine Zumutung?

Dietrich Bonhoeffer, der in seinem Buch „Nachfolge" diesen Textabschnitt auslegt, macht etwas deutlich: Diese Gegenüberstellung kann ihre Kraft nur dann entfalten, wenn es ein Vertrauen darin gibt, dass *hier und jetzt* nicht alles endet: Bonhoeffer schreibt: „Die Zeit ist kurz. Die Ewigkeit ist lang. Es ist Entscheidungszeit. Wer hier am Wort und am Bekenntnis bleibt, bei dem wird in der Stunde des Gerichts Jesus Christus stehen." Für Menschen, die eine Vorstellung von der Ewigkeit verloren haben und vom Gericht vielleicht noch viel mehr, ist das gedanklich schwer einzuholen. Jahre später schreibt er seine bekanntesten Worte: „Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag, Gott ist mit uns am Abend und am Morgen und ganz gewiss an jedem neuen Tag." Er schrieb sie nicht am Schreibtisch, sondern in der Zelle. Gottvertrauen ist keine Versicherung für persönliche Schadensfreiheit. Es ist die Gewissheit, gehalten zu sein, wenn alle Sicherheiten wegfallen. Und es macht frei. Wer gehalten ist, muss sich nicht festhalten. Dazu gehört die Hoffnung aus Vers 26: Nichts ist verborgen, was nicht offenbar wird. Unrecht bleibt nicht das letzte Wort. Die Wahrheit kommt ans Licht. Das kann uns den langen Atem geben, den wir brauchen. Vielleicht müssen wir das als Christinnen und Christen aber auch erstmal wieder neu lernen.

- Michael Thurn -

Bekenntnis neu lernen. Gerade in der letzten Woche haben wir uns in der katholischen Stadtkirche bei einer Klausurtagung mit unseren Seelsorgerinnen und Seelsorgern mit dieser Frage beschäftigt: Was bedeutet es heute, von Gott zu sprechen? In einer Situation, in der wir weniger haben und weniger werden und in einer Situation, in der unser christliches Sprechen vom Menschen und von Gott nicht mehr selbstverständlich ist. Denn die Art und Weise unseres Bekennens, unseres christlichen Sprechens von Gott und unseres Christusbekenntnisses, ist nicht unvorbelastet. In der nachreformatorischen Zeit wurde die konfessionelle Zugehörigkeit den Menschen auferlegt, ja aufgezwungen – abhängig davon, in wessen Herrschaftsgebiet man lebte. In der Epoche des europäischen Kolonialismus wurden indigene Völker zeitweise zwangschristianisiert. In beiden Fällen wird Religionsmacht politisch und kulturell für einen Bekenntniszwang eingesetzt.
Zwar ist die durch politischen Druck ausgeübte Macht zum Bekenntnis, die Religionsmacht, schon länger nicht mehr wirksam. Doch bis in die Generation meiner

Eltern hinein gab es in der katholischen Kirche noch eine ausgeprägte Pastoralmacht. „Pastoralmacht“ ist ein Begriff, den der französische Philosoph und Sozialtheoretiker Michel Foucault geprägt hat, von dessen 100. Geburtstag vor einigen Tagen in den Feuilletons zu lesen war. Er meint, dass es eine machtvolle Rolle und Funktion des Pastors, des Hirten, namentlich des Priesters, gibt, dem die Seelen- und Gewissensführung der Gläubigen anvertraut ist. Lange genug wurde im Umgang mit Pastoralmacht nicht nur Heil, sondern auch viel Unheil gestiftet: nämlich dann, wenn der Hirte, der Priester oder heute diejenigen, die zur Seelsorge beauftragt sind, nicht behutsam und sorgsam mit ihrer Pastoralmacht umgehen. Wenn sie eindeutig zu wissen vorgeben, wie ein christliches Leben auszusehen habe, was zu tun und was zu unterlassen ist und welches Sprechen von Gott richtig und welches falsch ist. Wenn dir und mir also das richtige Bekennen kraft eines sakralen Amtes vorgeschrieben werden. Und wenn diese Vorgabe durch die Verwaltung der Sakramente, durch Zugehörigkeit und Ausschluss sanktioniert werden kann. Spuren dieser Pastoralmacht sind noch heute wirksam.

Missbrauchte Religions- und Pastoralmacht ziehen beide im schlechtesten Fall einen Bekenntniszwang nach sich. Ganz sicher steht ihr Missbrauch aber im Widerspruch zur „Freiheit eines Christenmenschen“. Seit einigen Jahren ist in meiner katholischen Kirche geistliche, spirituelle Autonomie ein großes Thema. Damit ist eine selbstkritische Haltung gemeint, die nicht nur akzeptiert, sondern wertschätzt, dass jeder Person aufgrund ihrer individuellen Disposition ihre je eigene Spiritualität zusteht. Aufgabe von Seelsorge ist es dann, die Person auf ihrem je eigenen Weg zu ihrem je eigenen Bekennen zu begleiten. Das fördert die Freiheit des Bekennens. Seitens der Kirche und ihrer Amtsträger erfordert es noble Zurückhaltung, ein gehöriges Maß an Demut und großes Gottvertrauen. Das gläubige Vertrauen nämlich, dass Gott es mit jedem und jeder gut meint – so wie sogar jedes Haar auf dem Kopf und selbst jeder Sperling zählen. Dass Gott einer ist, der in Freiheit geglaubt und bekannt werden will. Nichts anderes ist die Botschaft des heutigen Reformationstages.

Alfred Delp und Dietrich Bonhoeffer haben sich in Freiheit und im Wissen um die möglichen Konsequenzen für das Christusbekenntnis entschieden. Für die beiden dürfen wir hoffen, was wir eben gehört haben: „Jeder, der sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ Zugleich ist dieser Satz eine Zusage für uns. Im eigenen, freien Bekenntnis dürfen wir uns von Gott getragen und geliebt wissen. „Fürchtet euch also nicht!“